

Das Werk ist ohne Zweifel für Logik und Erkenntnislehre höchst bedeutsam, vor allem, weil es gegenüber der idealistischen Auffassung vom Konstruieren des Gegenstandes im Urteil so entschieden die Abhängigkeit des urteilenden Denkens vom vorgegebenen, sich evident darbietenden Gegenstand betont und im einzelnen zu zeigen sucht, wie die begrifflichen Formen aus der „vorprädikativen“ Erfahrung entstehen.

Doch bleiben hier noch bedeutsame Fragen offen. Man könnte zuweilen den Eindruck gewinnen, die „vorprädikative Erfahrung“ sei im Sinne H.s eine rein sinnliche Erfahrung, obwohl das nirgends ausdrücklich gesagt wird. Könnten dann aber aus ihr, wenn auch nur auf dem Umweg über die „beliebige Variation“, reine Wesenheiten gewonnen werden, die apodiktisch notwendige Urteile ermöglichen? Wenn aber das reine Wesen im konkreten Einzelnen geistig erfaßt wird, wozu ist dann das Durchlaufen der Variationsreihe notwendig? Setzt nicht die Einsicht, daß ein bestimmtes Wesen in jeder beliebigen konkreten Gestalt sich durchhält, bereits die Erfassung dieses Wesens voraus? Wahr ist freilich, daß die Einsicht, daß ein Wesen unter jeder beliebigen Bedingung notwendig ein weiteres Merkmal (als „Proprium“) mit sich führt, uns den Charakter dieses Wesens als eines „reinen“ Wesens erst klar zum Bewußtsein bringt.

Befremdlich wirkt auch die Auffassung, daß im ersten einfachen Urteil (z. B.: „Dies ist rot“) das Prädikat noch ein singulärer Terminus („dieses Rot“) sei, und daß diesem Einzelbegriff nur die *formell allgemeine Einheit* der Art gegenübergestellt wird. Hier sieht Thomas (*De ente et essentia*, c. 4) ohne Zweifel richtiger, wenn er die „natura absolute considerata“, die im Urteil ausgesagt wird, sowohl von der individuellen wie von der universalen Einheit absehen läßt. Nur so kann erklärt werden, wie das gedachte Wesen wirklich in den Einzeldingen, und zwar als vervielfachtes, existiert.

Die letztlich entscheidende Frage ist schließlich die nach dem *Sein* der aufgewiesenen Gegenstände und Strukturen. Es könnte zunächst den Anschein erwecken, als schreibe H. den Gegenständen allein auf Grund der äußern Wahrnehmung im Sinn des „naiven Realismus“ reales Ansichsein zu. Doch ist zu beachten, daß er stets nur von „Wirklichkeit“ spricht. Der Seinscharakter dieser „Wirklichkeit“ bleibt in der Schwebe; gewiß wird sie in Gegensatz gesetzt zur „Fiktion“ der frei schaffenden Phantasie; aber damit ist noch nicht ausgeschlossen, daß ihr „esse“ doch nur ein „percipi“ ist. Nur in einer einzigen, leicht zu übersiehenden Anmerkung erwähnt H., daß „auch der Gegenstand selbst unter transzendentalen Gesichtspunkt Produkt der Konstitution ist“ (301). In der Tat steht dieser letzte Idealismus, vorausgesetzt, daß die Konstitution des Gegenstandes dem urteilenden Denken vorangeht, nicht im Widerspruch zu den phänomenologischen Analysen des Werkes, die sich in einer gegen Realismus und Idealismus letztlich noch neutralen Sphäre halten. Daraus ergibt sich freilich, daß die Lösung der letzten Seinsfrage nicht durch die Analyse der Sinnenwelt allein gefunden werden kann.

Kurz hingewiesen sei noch auf den Begriff eines „Urteils im weiteren Sinn“, das sich schon in der vorprädikativen Sphäre finde (62), und auf die Bemerkungen über das Zustandekommen der Dingwahrnehmung durch Zusammenwirken verschiedener sinnlicher Funktionen (72); wir haben hier interessante Parallelen zu dem „iudicium sensus“ des hl. Thomas und zu der scholastischen Lehre über die Bildung des „phantasma“ durch die äußern und innern Sinne.

J. de Vries S.J.

Zur Seins- und Transzendentalienlehre liegen drei Schriften vor. Eine Neuerscheinung: L. M. Régis, O.P., *L'Odyssee de la Métaphysique*. Conférence Albert-le-Grand 1949. 8° (96 S.) Paris 1949, Doll. 1.—, geb. Doll. 1.50. — Zwei Neuauflagen: N. Hartmann, *Neue Wege der Ontologie*, 3. (unveränderte) Aufl. gr. 8° (115 S.) Stuttgart 1949, Kohlhammer. — O. F. Bollnow, *Existenzphilosophie*, 3. erweiterte Aufl. gr. 8° (125 S.) Stuttgart 1949, Kohlhammer, DM 6.80.

1. Zu L. M. Régis, *L'Odyssée de la Métaphysique*. Jede Arbeit, die auf einer umfassenden und tiefen Erkenntnis des unvergänglichen Werkes des hl. Thomas von Aquin beruht, wird ihrem Gegenstand eine Gestalt geben, die auch in der Gegenwartsdiskussion wesentliche Bedeutung hat. Die Arbeit von R., des Leiters des Instituts für mittelalterliche Studien von Montréal, nun stellt die thomistische Seins- und Transzendentalienlehre auf kurzem Raum in ihrer überzeitlichen und zugleich gegenwartsnahen Bedeutung in ansprechender und geistvoller Form vor. Sie entfaltet im 1. Teil das Subjekt der Metaphysik, das Sein, seine transzendentalen Attribute, seine letzte Heimat in Gott. Sie zeichnet im 2. Teil die großen Schicksale (*les tribulations*) der Metaphysik; in der vorplatonischen Zeit der griechischen Philosophie: die Spekulationen über das Eine und Viele, über Sinnes- und Verstandeserkenntnis; ferner die platonische und aristotelische Seinslehre, die dann Thomas von Aquin in einer einzigartigen Synthese vollendet hat. Dankbar begrüßen wir diese wertvolle Schrift, die eine hervorragende Kenntnis des hl. Thomas verrät und seine Lehre in neuen Aspekten ergründet. Vielleicht geht der Verf. etwas zu weit, wenn ihm der Satz unterläuft, daß nur Thomas die wahre Natur des metaphysischen Seins und der Transzendentalien entdeckt habe (43). Wichtiger aber in sachlicher Hinsicht sind wohl folgende Fragen: Ist das Dasein (*esse*) *actus essentiae* oder aber *actus huius entis, quod habet essentiam tamquam principium sui ultimum constitutum*? Wenn Letzteres offenbar der Fall ist, dann muß man auch die dem Daseienden logisch vorgeordnete Singularität und *haecceitas* in ihrer Beziehung zu *essentia*, zum Seienden, Dieses- und Daseienden offenlegen. Die Betrachtung bleibt unabgeschlossen, wenn sie nur sagt: *essentia* und *existentia* sind im *ens contingens real* unterschieden. Gewiß sind sie das. Aber sie sind zugleich innere, das eine *ens contingenter existens* konstituierende Prinzipien. Wie konstituieren sie es? Wie konstituiert die Zweiheit der inneren Gründe die Einheit des *ens constitutum*? Wie ferner sind in dem einen *ens contingenter existens* mehrere, sinnvoll-final geordnete innere Gründe: *essentia*, Singularität, *haecceitas* und *existentia*? Wie und wodurch letztlich als inneren Möglichkeitsgrund ist das eine *ens contingenter existens* auch in seinem Subjekt- und Objektsein innerlich in Potenz-Akt-Stufung aufgebaut, so daß es ist: *ens, hoc ens und hoc ens existens*? Könnte die Betrachtung nicht einen großen Schritt vorwärts tun und im Gespräch der Gegenwart dadurch entscheidende Antriebe gewinnen, wenn sie dazu überginge, mit der gleichen Hingabe und Aufgeschlossenheit die Seins- und Transzendentalienlehre des Duns Skotus und Suarez zu studieren und auf die Thomistische Lehre zu beziehen? Hat nicht Thomas von Aquin auch gerade dadurch seine überzeitliche Bedeutung erlangt, daß er das gesamte, ihm zugängliche Wissen seiner Zeit und der Vergangenheit auswertete? Der Skotistische Seins- und Erkenntnisbegriff unterscheidet sich vom Thomistischen. Besonders unter dem Einfluß transzendental-idealistischer Grundgedanken erkennen angesehene Philosophen der Gegenwart, daß die Philosophie an ihrem Anfang zurückgehen muß über das Singuläre, Tatsächliche und Empirische hinaus zu den vorsingulären, vortatsächlichen und vorempirischen (apriorischen) inneren Gründen der Gegenstände, der Tatsachen, ihrer Erfahrung, ja überhaupt: ihrer Erkenntnis. Um grundsätzlich dieselbe Frage aber geht es bei Thomas von Aquin in der Lehre von der inneren Erschließung des Seienden, geht es, und zwar wohl noch mehr reflex und explizite, insbesondere bei Duns Skotus in seiner Lehre von den *formalitates rerum* und der *distinctio formalis (maior et minor) ex natura rei*. Das Studium der mittelalterlichen Philosophie ist wesentlich bedeutsam. Ebenso wesentlich aber und dem innersten Denken der großen Lehrer der Hochscholastik entsprechend ist es, die Hochscholastik, insbesondere den hl. Thomas nicht als den letzten, unüberschreitbaren Gipfel der Philosophie zu betrachten, sondern die scholastischen Fragestellungen zu den neuzeitlichen Problemen innerlich in Beziehung zu bringen und so beide, Scholastik und neuzeitliche Philosophie, in ihren Fragen und Lösungen weiterzuführen. Scholastik und neuzeitliche Philosophie dürfen nicht fremd oder gar überheblich neben- oder

gegeneinander stehen, sondern müssen beide voneinander zu lernen bereit sein. Sie können voneinander lernen und dies nicht bloß in peripheren Fragen, sondern in erster Linie an ihrer erkenntnistheoretisch-metaphysischen Grundlage.

2. N. Hartmanns Versuch, der Ontologie neue Wege zu erschließen, ist bekannt und in dieser Zeitschrift oft gewürdigt worden: vgl. bes. 20.-24. (1949) 98; ebd. weitere Hinweise. Wir wollen früher Gesagtes nicht wiederholen, müssen aber feststellen, daß H.s Meinung, „die alte, von Aristoteles bis zum Ausklang der Scholastik herrschende Ontologie“ sei überwunden, nicht auf einer inneren Erkenntnis irgendeiner der großen scholastischen Richtungen, weder des Thomismus noch des Skotismus noch des Suarezianismus, beruht. Als Merkmal der Realität betrachtet H. Zeit und Individualität. Bewegtheit und Werden kennzeichnen die allgemeine Seinsart des Realen. Daß die Individualität ein inneres, das Seiende selbst konstituierendes, ihm also seinslogisch vorgeordnetes Prinzip ist, bleibt unberücksichtigt. Ebenso, daß Räumlichkeit und Zeitlichkeit von der selbst innerlich im Potenz-Akt-Verhältnis aufgebauten Substanz der Dinge logisch notwendigerweise begründete, ihrem Prinzip darum entsprechende gemischte Seinsvollkommenheiten sind. Bewegtheit und Werden kennzeichnen gewiß das raum-zeitliche Seiende, sind aber nicht sein Wesen, sondern weisen auf das Seiende und seine statisch-dynamische Grundgestalt, näherhin auf die innere Potenz-Akt-Seinsstufung des *ens contingens* zurück. Das Seiende aber in seinem Wesen, seinen inneren Gründen und Beziehungen sowie in seinen darin gegründeten wesensnotwendigen einheitlich-sinnvoll-final geordneten Vollkommenheiten herauszustellen, ist das erste Anliegen der Ontologie.

3. O. F. Bollnow erstrebt eine systematische Klärung der philosophischen Grundbegriffe in der deutschen Existenzphilosophie, vor allem bei Heidegger und Jaspers. In einer Zeit, wo die bis dahin als selbstverständlich hingegenommenen Wertordnungen fragwürdig geworden waren, sollte in der eigenen Existenz ein letzter, von allem äußeren Geschehen unberührbarer Halt gefunden werden. Philosophische Ergründung, zeitgeschichtliche und zeitkritische Betrachtung verbinden sich in den innerlich recht verschiedenen Versuchen, die als Existenzphilosophie bezeichnet werden. B. sieht wesentliche Grenzen der Existenzphilosophie, er erkennt die Notwendigkeit einer tieferen Grundlegung. Dem stimmen wir zu. Worin aber besteht diese tiefere Ergründung, der (namentlich von Heidegger so entschieden geforderte) Rückgang vom Seienden, Unmittelbaren und Gegebenen (zum „Sein“, Heidegger) zu den inneren Gründen des Seienden, Unmittelbaren und Gegebenen, die selbst nicht mehr Seiende sind, und doch weder ein Nichts noch ein Mittleres zwischen dem Seienden und Nichts, die im Unmittelbaren und Gegebenen verhüllt und offenbar sind, ja verhüllt und offenbar sein müssen? Von verschiedener Seite, je eignen Voraussetzungen und verschiedenem Erkenntnisbegriff aus gehen heute ernste Arbeiten auf dieses Ziel zu. Von einer Einhelligkeit im Vorgehen, in der Bestimmung des Gesuchten, in der Bestimmung des Weges und Zieles des Suchens sind wir noch weit entfernt, und zwar auch bei den Vertretern der scholastischen Philosophie.

C. Nink S. J.

Rehm, W., *Kierkegaard und der Verführer*. 8° (620 S.) München 1949, Rinn.

Der Verf. legt in diesem Buch die Frucht seiner zehnjährigen Auseinandersetzung mit Kierkegaard vor. Bereits in seinen Studien zur Literatur- und Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts („*Experimentum Medietatis*“, München 1947, Rinn) hat R. den geistigen Raum eröffnet, in dem er auf Kierkegaard stößt. Seine Begegnung mit dem großen dänischen Theologen hat sich dort im Schatten von deutscher Romantik, von Jacobsen, dem dänischen Romanschriftsteller und Lyriker des ausgehenden 19. Jahrhunderts, und von Rilke vollzogen. In diesem Dreieck gewinnt Kierkegaard eine Beleuchtung, die sein inneres Wesen, aus dem er gelebt, gelitten und geschrieben hat, als „Verführer-Rolle“ herausstellen soll. Diese Verführer-Rolle hat sich in einem ersten Entwurf, der schon in R.s „*Experimentum Medietatis*“ aufleuchtet, von